

CHLOË ASHBY

Leseprobe



Chloë Ashby

Das Leben in Nuancen Roman

»Ein absolut gelungener Roman über Freundschaft, mental health, Macht und auch Liebe. Sehr intensiv und super empfehlenswert.« Gesa Wegeng, WDR 1Live

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 02. November 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

CHLOË ASHBY

**DAS LEBEN
IN NUANCEN**

Zur Autorin

Chloë Ashby ist Autorin und Journalistin. Sie schreibt für Zeitungen und Magazine (u.a. *The Guardian*) und interviewte zahlreiche Persönlichkeiten der Kunstszene wie zum Beispiel Damien Hirst, Ottessa Moshfegh und Christian Louboutin. »Das Leben in Nuancen« ist ihr Debütroman.

»Exquisit erzählt ist diese Geschichte zart, kraftvoll und ehrlich zugleich. Dies ist ein unvergesslicher Roman, und ich werde alles lesen, was Chloë Ashby schreibt.«

Lucia Osborne-Crowley

»Eine absolut fesselnde Geschichte über Kunst, Freundschaft, Liebe und Verlust. Eigen, zart, dunkel, voller Leben.«

Lydia Ruffles

»Ich hatte das Gefühl, Eve wäre meine Gefährtin, und wollte unbedingt, dass sie es schafft!«

Sareeta Domingo

»Ein beeindruckendes Porträt der Intensität und Zerbrechlichkeit von Freundschaft und den Wegen zum Erwachsenwerden.«

Francesca Reece

CHLOË ASHBY

**DAS LEBEN
IN NUANCEN**

Roman

Aus dem Englischen von
Kerstin Winter

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2022 by Chloë Ashby
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022 by
Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Michelle Stöger
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie
Umschlagmotive: © Elle Moss/Trevillion Images
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-29261-1

www.diana-verlag.de

*»Such in der Gestalt nach dem Hauptlicht
und dem Hauptschatten, der Rest kommt von allein;
oft braucht es nur sehr wenig.«*

Édouard Manet

Danach

»Ich merke schon, das ist einer von den Tagen, an denen Sie kein Wort sagen und ich das Reden übernehmen muss. Aber das ist okay, wirklich. Im Übrigen – was würde es ändern, wenn es nicht okay wäre?

Trotzdem fällt es mir schwerer, wenn Sie still sind und ich die ganze Arbeit leiste. Erinnern Sie sich noch an das eine Mal, als wir uns beide eine Ewigkeit stumm gegenüber saßen? Das war furchtbar. Mir ist übrigens leicht übel. Es ist heiß hier drinnen, heißer als üblich. Kann ich vielleicht das Fenster aufmachen? Danke. Schon besser, das Lüftchen.

Ich habe über das nachgedacht, was Sie gesagt haben – das mit der Verlustangst. Zuerst fand ich es lustig. Ja, ich weiß, klassischer Abwehrmechanismus (langsam hab ich es drauf). Aber mir wollte einfach nicht in den Sinn, dass ich mich vor etwas fürchten soll, mit dem ich praktisch groß geworden bin. Ein bisschen wie als Einzelkind. Oder wenn man nur ein Bein hat.

Wenn ich ehrlich bin, dann war ich wohl tatsächlich ein bisschen – wie haben Sie es ausgedrückt? Zwanghaft. Ich weiß, es klingt, als hätte ich gestohlen, aber ich habe mir die Sachen nur geliehen. Der Sex (das geschah schon früher)

hatte wahrscheinlich wirklich was von Eskapismus. Die Trinkerei ... oh, verdammt nochmal, sorry, kann ich ein Taschentuch haben? Ich kann Dad nicht an allem Schuld geben, aber das mit der Trinkerei werfe ich ihm vor.

Wie auch immer, ich schweife mal wieder ab – zurück zur zeitlichen Abfolge. Das ist es doch, was Sie wollen, nicht wahr? Ich kann mich bloß nicht auf die Stunden, Tage oder Wochen davor konzentrieren. Irgendwie stürme ich immer direkt zu diesem einen Moment voraus. Es war Morgen. Wir mussten den Zug kriegen. Ich wollte – ach, Entschuldigung, ich zupfe schon wieder an Ihrem Sessel. Ich weiß, besser als an meiner Nagelhaut, aber ich will trotzdem nicht, dass die Armlehnen nachher aussehen wie diese armen Katzen – Sie wissen schon, die mit zu wenig Fell und zu viel Haut. Ist es in Ordnung, wenn ich aufstehe?

Als wir zum Bahnhof kamen, riss etwas in mir – hier, direkt unter den Rippen –, obwohl es sich in meinem Kopf eher anhörte wie das Knacken von Fingerknöcheln, diese Sache mit der Luft in den Gelenken, wissen Sie? Ich war müde und unruhig; die Vorstellung, dass ich sie wegen dem, was ich getan hatte, vielleicht nicht mehr sehen durfte, machte mir Angst. Ich weiß noch, dass ich überlegt habe, ob es wohl eine Parallelwelt gibt, in der sich alle treffen, die aus meinem Leben verschwunden sind – ich weiß, ich weiß, Verlustängste –, und ob sie dann letztlich auch dort landet.

Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig stiegen Leute aus einem Zug. Ich bin einen Schritt näher an die Gleise getreten und habe auf meine Füße gesehen. Da war die gelbe Linie. Dann das genoppte Stück. Ein paar Rillen. Und der verblasste weiße Streifen an der Kante. Am Abgrund. Gott,

ein bisschen dramatisch, nicht wahr? Und irgendwie ziemlich klischeehaft. Wie das hier, die Taschentuchbox. Die preiswerte XXL-Packung ... bestimmt hat früher mal ›mannsgrößer‹ draufgestanden, bis die Frauen auf die Barrikaden gegangen sind, weil sie sich schließlich auch die Nase putzen. Okay, sorry, ich lenke ab, ich weiß. Vielleicht setze ich mich besser wieder.

Als ich wieder aufschaute, war der Zug weg. Ein anderer fuhr gerade ein, diesmal auf unserem Gleis. Über Lautsprecher wurde angekündigt, dass er nicht halten würde.

Ich weiß, was Sie denken – was habe ich überhaupt da gemacht? Ich habe Ihnen wahrscheinlich erzählt, dass ich seit der Uni nicht mehr dort gewesen bin. Aber ich muss gestehen, dass ich überhaupt keine bewussten Entscheidungen getroffen habe; es war vielmehr so, als hätte ich keine Wahl. Ich musste zurück, weil dort alles begonnen hat, also musste es dort auch enden. Ich habe allerdings nicht geplant, dass das Ende so aussehen sollte: ich an der Bahnsteigkante, mit den Zehen schon über den Gleisen.

Ehrlich, ich weiß nicht, warum ich grinse – es gibt wirklich nichts zu grinsen, rein gar nichts. Aber wenn mir jemand vor einem Jahr gesagt hätte, dass ich heute hier sitzen würde, hätte ich ihn ausgelacht.«

1

Mein Wecker schrillt mir ins Ohr, ein schrecklich greller Laut. Ich vergrabe mein Gesicht im Kissen, das muffig riecht. Keine Ahnung, wann ich zum letzten Mal die Bettwäsche gewechselt habe.

»Eve? Bist du da?«

Ich wandere mit den Fingern über meinen Nachttisch und ertaste verschiedene unbelebte Gegenstände – unter anderem eine offene Dose Vaseline –, bis ich den Wecker gefunden habe und ihn abstelle. »Ja? Und ja.«

»Was ist mit deiner Stimme?«

»Nichts.«

»Sie klingt so komisch.«

»Ich spreche ins Kissen.«

»Was?«

Ich gebe auf und werfe mich herum wie ein Spiegelei in einer Pfanne mit schäumender Butter. Anscheinend habe ich Hunger, denn ich hasse Eier. »Ich sagte, ich rede ins Kissen.« Und ehe er fragt, warum meine Stimme schon wieder anders klingt: »Jetzt nicht mehr.«

»Oh. Okay.«

»Was wolltest du sagen?«

»Musst du heute arbeiten? Es ist schon nach elf.«

Nein, Mum. (Mum hat mich verlassen, als ich vier war. Die erste tiefgreifende Erschütterung in meinem Leben.)

»Heute nicht, Bill.«

Bill arbeitet viel, obwohl er eine Sehschwäche hat. Er ist bei einem hippen IT-Start-up angestellt, das seinen superschlauen Mitarbeitern erlaubt, von zu Hause aus zu arbeiten – ein Vertrauensbeweis, findet er. Ich dagegen denke, dass dadurch die Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit verschwimmen und den Leuten ein falsches Gefühl der Freiheit suggeriert wird, während es in Wahrheit auf permanente Verfügbarkeit hinausläuft. Das ist nichts anderes als Gehirnwäsche. Bill meint, ich müsse lernen, anderen zu vertrauen.

Jedenfalls ist er deswegen noch zu Hause. Das Schlurfen klingt, als würde er seine Filzpantoffeln tragen – blau mit orangefarbenen Krabben.

Ich schließe die Augen, strecke alle viere von mir und taste mit Fingerspitzen und Zehen nach den Pfosten eines imaginären Himmelbetts. Meins ist ein schmales Einzelbett. Man stelle sich vor, mit Stricken an Hand- und Fußgelenken an das blank polierte Holz gefesselt zu sein. Daran zu zerren, zu rucken, zu reißen. Ich schließe die Augen und mache mich klein.

Karina und Bill sind nett zu jedem außer zueinander. Sie nehmen »Leute wie dich«, wie sie mir mit aufmunterndem Lächeln erzählt haben, unter ihre Fittiche. Seit ich eingezogen bin, haben wir es noch mit zwei weiteren, aber letztlich unhaltbaren vierten Mitbewohnern probiert. Zuerst Rick mit den engen T-Shirts, Dauergast in der Muckibude, der auf dem Bau arbeitete und sein Müsli mit der Gabel aß. Danach Sadie, die Philosophiestudentin, die nicht nur von

Kant und Hegel, sondern auch von Koks, Ecstasy und tonnenweise Gras berauscht war und sich selbst zu ernst, die Rechnungen aber nicht ernst genug nahm – nicht, dass ich laut tönen dürfte. Jedenfalls sind es jetzt nur noch wir drei. Die beiden und ich.

Ich stemme mich hoch, und mein Körper ploppt aus der Mulde, die er in meiner weichen Matratze hinterlassen hat, wie ein Eiswürfel aus der Silikonform. Duschen. Ich schnappe mir das angegraute Handtuch von der Stuhllehne – ein Stuhl für Klamotten, nicht zum Sitzen – und schlinge es schauernd um mich. Der Winter kommt früh dieses Jahr. Hoffentlich lässt uns Karina bald die Heizung aufdrehen. Sie ist Norwegerin und für ihre spindeldürre Gestalt erstaunlich kälteresistent.

»Weitermachen, Bill.« Ich husche auf Zehenspitzen an seinem gekrümmten Rücken vorbei, während er eifrig die Tastatur bearbeitet.

»Eve, würdest du heute die Küche in Angriff nehmen?« Er fängt gerne Gespräche an, wenn ich im Handtuch auftauche. »Ich könnte ein bisschen Unterstützung gebrauchen.«

Ich unterdrücke ein Seufzen. Das gehört zur Abmachung: wenig Miete im Austausch für einen Putztag pro Woche – ihre Form der »guten Tat«. Auf jeden Fall besser als sexuelle Gefälligkeiten. Ich werfe ihm einen Blick zu – stark gegeltes Haar, das Schielaug im Einsatz. »Wie du meinst.«

Ich schließe die Badezimmertür, ohne den Haken umzulegen, und werfe mein Handtuch über den Wäschekorb, aus dem seine und Karinas Klamotten quellen. Eine gepunktete Socke will fliehen, doch zu langsam: Ich schnappe sie an der fadenscheinigen Ferse.

»Bin wahrscheinlich weg, wenn du rauskommst«, ruft Bill, als ich mich aufs Klo setze. »Muss gleich los und einen Kunden treffen.«

Ich nicke schweigend. Mensch, Gott sei Dank, dass du mir Bescheid gesagt hast. Ich wäre sonst vor Sorge umgekommen. Ich fange an zu pinkeln. »Viel Spaß.« *Plätscher, plätscher. Schlurf, schlurf.*

Ich betätige die Spülung, drehe die Dusche auf und passe die Temperatur am Regler an – Karina dreht ihn immer herunter, ich dusche aber lieber dampfend heiß. Als ich mir die Zähne geputzt habe, ist das Wasser endlich warm genug, um mich unter den Strahl zu stellen. Ich drücke Shampoo aus der Tube, lasse das Häufchen kurz auf meiner Handfläche wackeln wie eine in sich zusammengefallene Crème brûlée (passiert dem neuen Pâtissier im Restaurant dauernd. Armer Kerl!) und massiere es in mein Haar. Karina steht auf Körperpflegeprodukte und probiert ständig neue Duftrichtungen aus. Vergangenen Monat war es Limette, diesen ist es Kokosnuss. Ich will gerade den Kopf zurücklegen, um mir die Haare auszuspülen, als die Haustür zufällt. Sofort halte ich inne und versuche, durch das Knistern des Schaums in meinen Ohren etwas zu hören.

Ich beschließe, die »reichhaltige und pflegende« Kokos-Spülung auszulassen, und hüpfе ins Trockene. Der Spiegel ist beschlagen, daher öffne ich das Fenster einen Spalt, wodurch Currygeruch hereinweht, der mir vorübergehend den Magen umdreht. Gänsehaut überzieht meinen ganzen Körper, als ich fröstelnd in mein Zimmer zurückkehre; mein Arm sieht aus wie ein frisch gerupfter Hühnerflügel. Als ich die Härchen glatt streiche, nehme ich flüchtig die winzigen

weißen Narben wahr, die winzige Fingernägel verursacht haben. Ich war ein ängstliches Kind. Es hätte schlimmer kommen können.

Es ist jetzt vier Jahre her, dass ich nach Prince's Court gezogen bin – prinzlich ist hier jedoch nichts. Davor wohnte ich noch bei meinem Dad in Finsbury Park, wo ich auch aufgewachsen bin – in jener schäbigen Wohnung, in der mein Vater sich langsam, aber sicher zersetzt. Ich bin nicht mehr bei ihm gewesen, seit ich es im Sommer endgültig aufgegeben habe, mit ihm zu diskutieren. Ich sagte ihm, dass ich mich erst wieder blicken lasse, wenn er sich Hilfe holt, aber natürlich habe ich diese Drohung schon oft ausgesprochen – erfolglos. Wie das Pendel eines zweitklassigen Hypnotiseurs schwinde ich zwischen immer neuen Ultimativen und Resignation hin und her. Ich sehe ihn vor mir, wie er in seinem Sessel hängt und auf den Fernseher starrt, der viel zu laut läuft – wenn auch nicht laut genug, um seine traurigen Geschichten zu übertönen –, während er unaufhörlich aus seinem an drei, inzwischen vielleicht schon an vier Stellen gesprungenen Logo-Becher trinkt. Die Kollegen seiner Firma haben ihn ihm geschenkt, als er sich ins sogenannte Sabbatical verabschiedet hat. Ich weiß nicht, warum er nicht einfach ein Glas nimmt; schließlich wissen wir beide, was drin ist. Am Anfang des Monats Whisky, hochprozentiger Cider direkt aus der Dose, wenn das Geld zur Neige geht.

Die drei kleinen Worte, die ich in meiner Kindheit immer mit ihm verbunden habe, lauten: »Schenk mal nach.«

Die traurigen Geschichten beziehen sich hauptsächlich auf meine Mum. Sie verließ uns sechs Tage vor meinem fünften

Geburtstag. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie sich an jenem Morgen verabschiedet oder mich extrafest in den Arm genommen hätte, als sie mich auf die Wange küsste und ihre Nase an meiner rieb – unser Eskimo-Gruß. Als ich am Abend auf dem kieselgrauen Teppich vor ihrer Bettseite saß, erklärte Dad mir mit merkwürdiger (zitternder, rauer, heiserer) Stimme, dass sie weg sei. Ich fand das nicht weiter beunruhigend und wunderte mich, warum er das offenbar tat. Ich zog meine Schuhe an und sagte ihm, dass wir sie schon wiederfinden würden, wenn wir nur ordentlich suchten.

Prince's Court ist ein kastenartiges Gebäude, ehemals sozialer Wohnungsbau, das von der Straße durch einen Gitterzaun abgetrennt ist, wodurch es wie ein Gefängnis aussieht. Unsere Wohnung ist die Nummer drei, und sie ist wirklich nicht schlecht. Ich sage »unsere«, aber sie gehört Karina und Bill. Sie haben sie zu einem guten Preis bekommen, weil sie mottenverseucht war – und zwar sowohl mit der Sorte, die teure Klamotten frisst, als auch mit der, die in Nahrungsmitteln brütet. Karina und Bill ließen den Teppich rausreißen und die ganze Wohnung bis in den kleinsten Winkel ausräuchern, aber ich entdeckte trotzdem immer wieder neue Löcher in meinem einzigen Kaschmirpulli, meinem einzigen Kleidungsstück von Mum.

In der Wohnung herrscht ein gewisses Chaos, und das war schon so, als ich einzog und Mucki-Ricks schlammige Stiefel vom Bau in einer ebenso schlammigen Pfütze in der Spüle vorfand. Ich habe nichts getan, um etwas daran zu ändern. Es gibt fünf Räume – Schlafzimmer, Schlafzimmer, Bad, Küche und »Gemeinschaftsraum« (oder drittes Schlafzimmer) –, und ich bin nicht besonders anspruchsvoll.

Außerdem habe ich weder das nötige Geld noch den Anreiz: Die Wohnung gehört mir nicht, und Karina und Bill sind nicht der Typ Leute, die ständig Gäste haben.

Daher heute Morgen die getrockneten Spaghettireste in der mittelgroßen Kasserolle und das Pestoglas ohne Deckel auf dem Küchentisch. Der Kühlschrank ist immer so gut wie leer; dass Karina fast nie hier ist und, falls doch, nichts isst, macht es nicht besser. Der Bestand am heutigen Morgen: ein Viertelliter Milch. Eine einzelne Lauchstange, bräunlich welk an einem Ende, die weißen Härchen am anderen stark gekräuselt. Ein knubbeliges, mit Krümeln gespicktes Stück Butter. Drei überreife Tomaten, zwei mit krummen Stängeln und eine, aus der eine gelbrote Flüssigkeit tritt, als hätte sie mit einer Infektion zu kämpfen. Ein Stück Cheddar, auf dem sich die Furchen eines schartigen Messers abzeichnen. Eine halbe schrumpelige Limette. Und ein Glas Chutney mit verklebtem Rand.

Ich zwänge meine Finger in die Gummihandschuhe, die kraftlos über dem Wasserhahn hängen, und rümpfe die Nase. Am Mittwoch, wenn ich putze, lassen die beiden gerne ihre Cornflakesschüsseln stehen: In Bills Milchsee schwimmen matschige Weetabix-Fasern, während Karinas schmieriger Joghurtrest mit blutrotem Beerensaft durchzogen ist. Ich lasse heißes Wasser in die Spüle laufen und quetsche Spülmittel auf den verfilzten Schwamm (ich soll auch ein Auge auf den Putzmittelbestand unter der Spüle haben). In ruhigen Momenten schlage ich gerne einmal vor, dass sie in eine Spülmaschine investieren – das steigere schließlich den Wert der Wohnung –, wobei ich natürlich jedes Mal so tue, als sei mir der Gedanke gerade erst gekommen.

Als ich mit dem Geschirr fertig bin, ringelt sich eine Nudel im Abfluss, während sich Joghurt um den Rand abgesetzt hat. Ich drehe den Hahn wieder auf und sehe zu, wie der Wasserstrom die sich hartnäckig anklammernden Reste löst. Anschließend wische ich über die Arbeitsfläche – hebe sogar die Salz- und Pfefferstreuer an, um die Körner zu beiseitigen – und verstaue alles Verderbliche im Kühlschrank. Zehn Minuten Schinderei. Handschuhe aus.

Karina und Bill haben die üble Angewohnheit, ihre Schlafzimmertür offen zu lassen. Als wollten sie mich hereinbitten – oder vielmehr in Versuchung führen. Wenn sie weg sind, meine ich. Wir sind keine solche WG.

Am Anfang habe ich nur geguckt; ich war neugierig auf ihre Sachen. Bills Selbstoptimierungsbücher mit primärfarbenen Einbänden, Karinas Lockenstab, dessen Kabel niemals nicht verknotet ist, ihre Morgenröcke, einer seidig, der andere, aus dessen Tasche meistens zerknüllte Kleenex lugen, aus Frottee. Nach einer Weile habe ich die Sachen auch angefasst. Ich stöberte durch das Schmuckkästchen – nichts Besonderes, bis auf einen Goldring, der ein Erbstück sein könnte. Blätterte durch die Papiere auf der Schubladenkommode (hauptsächlich Post von Thames Water, der Wassergesellschaft) und entdeckte ein paar im Schrank versteckte Pornos. Ich setzte mich in den Sessel am Fenster, um ihren Ausblick nach hinten mit meinem zu vergleichen. Auf dem Fensterbrett quillt ein Aschenbecher voller Kippen über – Karina steht auf *sigaretter*. Heute ist es ziemlich aufgeräumt, für ihre Verhältnisse jedenfalls. Die Bettdecke hängt vielleicht an einer Seite zu weit herunter, aber immerhin ist das Bett gemacht. Es liegt nur eine Unterhose – auf links – auf

dem Boden; vermutlich hat Karina sie genau da ausgezogen. Der mannshohe Spiegel ist praktisch fleckenfrei. Ich trete davor und nehme die Kette ab, die über dem Rahmen hängt. Sie besteht aus dicken grünen Perlen, die mich an gekochte Erbsen erinnern. Ich setze mich ans Bettende, lasse den Blick ins Leere gehen und befinde die Perlen wie einen Rosenkranz. Was würde man als Katholikin sagen? Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade. *Gnade*. Ich öffne den Verschluss, lege mir die Kette um den Hals, und meine Schultern sinken herab, als Erleichterung mich durchströmt. Seit Kurzem borge ich mir manchmal etwas aus ihrem Schlafzimmer aus.

Nachdem ich eine Tasse löslichen Kaffee – keine Milch, zwei Stücke Zucker – getrunken habe, ziehe ich die Eingangstür hinter mir zu. Mein freier Tag läuft immer so ab: Putzen, dann Galerie. Ich schlendere aus dem Zellenblock hinaus ins helle Tageslicht und biege nach links auf die South Lambeth Road ab, wo sich zwischen Vauxhall und Stockwell viele Portugiesen angesiedelt haben: Rot-grüne Cafés und Restaurants bieten gegrillte Sardinen, Stockfisch und mit Zimt bestreute Puddingtörtchen feil – sehr beliebt bei Familien.

Die Sonne scheint und sorgt für ein bisschen Wärme, aber die Luft ist frostig und beißt mir in Gesicht und Finger wie ein kleiner Hund. Ich stopfe meine Hände in die Taschen, vergrabe mein Kinn unter meinem Schal und marschiere stramm voran, während ich mich – wie immer, wenn ich um die Mittagszeit an einem Mittwoch zur Galerie gehe – frage, aus welchem Grund alle anderen gerade nicht in ihrem Büro (auf der Baustelle, im Hörsaal, in der Werk-

statt) sind. Normalerweise ist vor der U-Bahn-Station jede Menge los, aber heute scheint sich nur ein Bruchteil der üblichen Passanten auf der Straße zu befinden, als sei mir entgangen, dass heute eigentlich ein Feiertag ist.

In meiner Kindheit ist das zweimal passiert. Dad setzte mich am Bus zur Schule ab, doch als ich am Tor ankam, war es verschlossen und verriegelt und weit und breit kein Mensch zu sehen. Ich hatte kein Handy, mit dem ich Dad hätte anrufen können, und das erste Mal nicht einmal genügend Geld, um mit dem Bus wieder zurückzufahren. Zum Glück hatte ich mir aber dessen verschlungene Strecke eingeprägt, und nach einem langen Marsch kam ich schließlich wieder zu Hause an. Ich klingelte, und als er öffnete, schlug mir der vertraute, dumpfige Geruch entgegen. Keiner von uns erwähnte die Tatsache, dass ich früher zu Hause war als üblich. Sowie nach einer Weile keiner von uns mehr erwähnte, dass Mum nicht zurückkommen würde.

»Der Affe ist nicht echt.«

Wie bitte?

Ich habe zu einem o-beinigen Mann und, wie ich annehme, seiner kleinen Tochter aufgeschlossen. Für jeden Schritt, den er macht, macht sie zwei oder drei, und wie mir klar wird, als ich näher komme, versucht er, ihr begreiflich zu machen, dass der goldene Affe auf ihrem Rucksack ihr nicht beim Tragen hilft.

»Siehst du?«, sagt er und pikt dem Affen in eines der Glupschaugen, »Du trägst das Ding ganz allein.«

»Aber ich kann fühlen, dass er mithilft«, sagt die Kleine unnachgiebig und hüpfte anmutig von einem Fuß auf den anderen, um zu beweisen, wie leicht ihre Last ist.

Ihr Vater schlägt sich mit der Handfläche vor die Stirn, und ich mir vor meine. Keine Fantasie. Mein Vater hat mir nie geglaubt, wenn ich ihm erzählt habe, dass ich Mum auf der Straße gesehen habe.

Ich überhole das kleine Mädchen mit den kurzen Beinen, und als ich mich nach den beiden umdrehe, telefoniert Spielverderber-Papa gerade. Ich schenke der Kleinen ein aufmunterndes Lächeln: Tu du nur weiter, was du tust.

Sie mustert mich finster.

Nach der Waterloo Bridge folge ich der Straße nach rechts und gehe in Richtung Osten die Straße entlang, die früher mal direkt an der Themse entlangführte: The Strand. Als ich am Haupteingang vom Somerset House ankomme, überholt mich ein Pärchen und steuert auf die automatische Glastür der Galerie zu. Sie, knöchellanger grauer Mantel und kloßige Arbeiterstiefel, lacht über etwas, das er gesagt hat. Er sieht aus wie ein Schriftsteller – kleine runde Brille, abgewetzte Mappe, ganz Klischee – und hat seinen Arm schwitzkastenähnlich um ihren Nacken geschlungen. Ich stelle mir vor, dass er ihr eine Sex-Szene aus dem Manuskript, das er gerade eingereicht hat, beschreibt und sich zu ihr beugt, um ihr intime Details ins Ohr zu flüstern, ehe er wieder ein wenig von ihr abrückt und ihr ernsthafte Fragen zu seinem Protagonisten stellt. Selbst wenn die Courtauld Gallery nicht im Zentrum meines wöchentlichen Rituals stünde, wäre ich versucht, ihnen zu folgen.

Sie haben ihre Eintrittskarten gekauft und steigen schon Hand in Hand die sich emporschwingende Treppe hinauf, bis ich die Knebelverschlüsse von meinem Dufflecoat gelöst habe. Ich nähere mich Marjorie – so nenne ich die Frau, die

den Empfang bemannt –, die Frau, die den Empfang *befraut*. Wie immer sitzt sie kerzengerade da, ihre Beine sieht man nicht. Vielleicht trägt sie heute ja Lackschuhe und vollführt unterm Tisch ein Tänzchen, obwohl ich es bezweifle. Ihre Miene ist frostig wie immer und wird auch nicht freundlicher, als ich näher komme; in ihre Stirn hat sich ein permanentes Runzeln eingegraben. Da ich über ihr aufrage, habe ich einen guten Blick auf die weißen Wurzeln in ihrem rabenschwarzen Haar.

»Wie viel kostet der Eintritt?«, frage ich und beuge mich herab, um ihr in die Augen zu sehen. Grün passt wirklich gut zu schwarz.

»Sieben Pfund«, antwortet sie, die Stimme matt, den Blick nach unten gerichtet.

Wir haben eine unausgesprochene Übereinkunft, denke ich. Wir geben vor, uns noch nie gesehen zu haben, obwohl ich seit ungefähr vier Jahren jeden Mittwoch hier aufkreuze. Wahrscheinlich wäre es preiswerter gewesen, Mitglied zu werden, aber ich bin kein Typ dafür; ich mag mich nicht festlegen. Ich halte inne, um mir wie immer darüber klar zu werden, ob es das wert ist, bis ich nach ein paar Sekunden in meiner Tasche zu wühlen beginne. Heutiger Inhalt: Apfel ohne Aufkleber, zwei Dutzend Kaffee-Rührstäbchen, zerlesenes Taschenbuch. Endlich finde ich mein Portemonnaie und zähle das Geld ab.

Ohne mich anzusehen, hält Marjorie mir die Hand hin. Sie könnte ganz hübsch sein, denke ich, wenn sie ab und zu lächeln würde. Gott – ich schüttele energisch den Kopf. Jetzt höre ich mich schon an wie ein Bauarbeiter, der Frauen hinterherpfeift.

Ich weiß genau, wohin ich muss. Ich zische den beiden selbstgefälligen Steintzauren zu, die mit angehobenem Huf und geschwollter Brust über das Foyer wachen, und lasse die Gemälde im ersten Stock aus. Ein paar Stufen weiter hinauf, und ich rausche durch den ersten, zweiten und dritten Raum. Heute verharre ich im vierten; am Durchgang lauert ein Mitarbeiter der Sammlung, und ich will nicht, dass er denkt, ich wüsste die Kunstwerke nicht zu schätzen. Tatsächlich sind mir Degas' anmutige Ballerinen in ihren leuchtenden Pastellfarben aber vollkommen egal. Nach ein paar Minuten vermeintlicher Betrachtung deute ich flüchtigen Beifall an und eile weiter. Direkt zu Raum sechs.

Ich höre das Lachen der Frau mit dem grauen Mantel, als ich über die Schwelle trete. Sind die beiden auch wegen ihr gekommen? Nein, sie stehen in einer Ecke vor einem trivialen Landschaftsbild, und er begutachtet mit zusammengekniffenen Augen die Pinselführung. Sie trägt den Mantel inzwischen über dem Arm und hat die Ärmel ihres schlichten weißen Hemds aufgekremgelt. Die Andeutung eines schwarzen BHs.

Als sie sich umdreht, trete ich nach rechts und stehe – wie zufällig – der großen Leinwand gegenüber. Meine alte Freundin, Manets *Bardame*. Stumm bilde ich mit den Lippen ein *Hallo*, doch versehentlich entwischt mir ein kleiner Laut. Als ich mich umschaue, sehe ich, dass die Frau mir einen komischen Blick zuwirft.

Ich rücke näher an das Bild heran, das größte in diesem Raum, bis ich direkt davorstehe, und stelle meine Tasche auf dem Boden ab. Ohne den Blick von ihm zu nehmen, wickele ich meinen Schal ab – muss aus reiner Wolle sein, auch er ist

von Motten angenagt. Ich drehe den Verschluss von Karinas Kette nach hinten. Während ich die Leinwand betrachte, nestele ich wieder an den Perlen und stecke mir eine in den Mund. Gegrüßet seist du, Maria.

Unser Treffen verläuft immer gleich. Zuerst taxiere ich sie, als seien wir uns noch nie begegnet: die taillierte, dunkelblaue Jacke mit der Spitze an Stehkragen, eckigem Ausschnitt und Ärmelbündchen, die rot-grüne Blume an ihrem Busen, das Medaillon an einem schwarzen Samtband um ihren Hals, die kleinen Stecker in ihren Ohrläppchen. Weil ich aber weiß, dass es sich nicht gehört, jemanden so unverhohlen zu mustern, widme ich mich anschließend dem üppigen Stillleben auf der marmornen Theke, hinter der sie steht: Bierflaschen und Champagner mit Goldfolie um den Hals, glänzende Apfelsinen in einer Glasschale und zwei Rosen in einem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Glas. Lange halte ich mich nicht damit auf. Schließlich gestehe ich mir zu, mich auf das zu konzentrieren, was mich niemals loslässt: Was mag sie denken? Ich blende die Nebensächlichkeiten aus und starre ihr ins Gesicht.

Erst als mein Handy in meiner Tasche vibriert, bemerke ich, wie viel Zeit verstrichen ist. Das passiert oft. Ich blinzele und frage mich, ob ich vorher überhaupt geblinzelt habe.

Ich wende mich zu dem Landschaftsbild in der Ecke um, aber das Paar ist nicht mehr zu sehen. Wahrscheinlich schlendern sie schon längst wieder Hand in Hand über den Strand. Wieder zurück zum Barmädchen, und diesmal betrachte ich das eher düstere Abbild des Mannes rechts oben im Spiegel hinter dem Mädchen. Er hat ein Ziegenbärtchen und einen vollen Schnurrbart, trägt einen Zylinder und hält

einen Stock in der Hand. Ich kenne ihn gut. Wie er dort so halbseiden im Schatten steht, erinnert er mich an jemanden.

Wieder vibriert es in der Tasche. Ich ziehe mein Handy heraus. Karina: *Hast du meine neuen Handschuhe gesehen? Die mir Bill zum Geburtstag geschenkt hat?*

Ups. Ich antworte mit einem schnellen: *Nein, sorry.*

Als meine Finger zu jucken beginnen, nehme ich meine Tasche und gehe durch den angrenzenden Raum zurück. Gauguins fragile tahitianische Schönheit mit dem sorgenvollen Blick, Monets getupftes Paris im Herbst, halb Seine, halb Himmel. Ich winke van Gogh – grüner Mantel, blauer Hut – zum Gruß und zum Abschied zu; es hat keinen Sinn, ihn anzusprechen, der Mann hört offensichtlich nicht gut.

Als ich die Treppe hinuntergegangen und wieder auf dem Strand bin, hat sich die Sonne zurückgezogen und das letzte bisschen Wärme mitgenommen. Ich spüre kalte Luft zwischen dem Bund meiner Jeans und dem Saum meines Pullis, der hochgerutscht ist, als ich mir den Schal um den Hals geschlungen habe.

Es hat einen Schauer gegeben. Auf dem Straßenpflaster schimmern auf den Pfützen metallisch-bunte Schlieren aus Benzin. Fußgänger hasten mit gesenkten Köpfen dahin und bemühen sich redlich, ihnen auszuweichen. Es wird spät; Zeit, zu Familie und Wohnungsgenossen zurückzukehren. Ich werde langsamer.

Mir ist unbehaglich zumute – wie immer, wenn ich von ihr komme. Meine Gedanken halten an den melancholischen Augen und dem fransigen Pony fest. Sie steht hinter der Theke wie weggesperrt. Nicht gequält, nicht traurig, aber auch nicht glücklich. Einsam vielleicht. Ich blinzele

und ziehe die Haut unterhalb meiner Schläfen mit Daumen und Mittelfinger zusammen. Ob sie wenigstens ein Eins-a-Privatleben hat? Ob sie davon träumt, etwas anderes zu tun? Ist sie vielleicht an einem Wendepunkt angelangt, aber nicht in der Lage zu wenden? Das Leben auf Pause, betäubter Verstand, Füße, die nicht weiterwollen? Ich muss an das kleine Rädchen denken, das sich beim Speichern auf meinem Laptop dreht.

2

Als ich zwei Tage später im Restaurant eintreffe, ist Martins, der mürrische Koch, nirgends zu sehen, also nutze ich die Gelegenheit, mal wieder etwas zu lesen. Aber wie immer, wenn es gerade spannend wird ...

»Eve?«

Ich zucke zusammen. Mein Taschenbuch plumpst mit einem dumpfen Laut zu Boden und klappt zu wie eine Muschel. Aber ich weiß, dass ich über die Hälfte gelesen habe; heute Morgen habe ich die Ecke einer Seite umgeknickt, die praktisch exakt in der Mitte lag. Ich rutsche vom Hocker und will mein Buch aufheben, doch ehe ich mich bücken kann, hat Martins es sich schon geschnappt.

»Ich brauche dich vorne«, sagt er und zieht die buschigen Augenbrauen hoch.

Es fällt mir schwer, ihn ernst zu nehmen; ich muss immer zu den drahtigen Haaren blicken, die wie lose Spiralfedern aus den Brauen springen. Dennoch kann ich sein Anliegen nachvollziehen: Im Service wird es eng. Ich bin gerade nur nicht in Stimmung zum Bedienen, zumal draußen ein bestimmter Stammgast sitzt, der leider unser bester Kunde ist. Ich nenne ihn BK. Er sitzt an Tisch drei.

»Tut mir leid«, sage ich, verdränge den Gedanken an versehentlich verschütteten Rotwein auf weißen Oberhemden, richte mich auf und streiche mir meine ungebügelte Bluse glatt. »Sie wissen ja, wie er ist.«

»Wie wer ist? Ach, vergiss es.« Er legt eine Hand auf meinen unteren Rücken und schiebt mich durch die Tür. »Geh und nimm an Tisch drei die Bestellung auf.«

Ich ziehe den gebogenen Notizblock aus meiner hinteren Hosentasche und reiße schnell das erste Blatt ab, ehe er es sehen kann – ich muss mit der Kritzelei aufhören. Dann klaue ich mir eine kandierte Kirsche aus dem bunten Potpourri an Cocktail-Dekorationen auf der Bar und durchquere das gut besuchte Restaurant zur Symphonie klingender Gläser, kratzender Messer und belangloser Gespräche. Martins würde einen jämmerlichen Dirigenten abgeben.

»Was darf ich Ihnen bringen?«, frage ich, als ich, kandierte Kirsche vertilgt, abgekauten Stift gezückt, an dem runden Tisch in der Mitte des Lokals stehen bleibe.

Nichts. Wie üblich ist er zu versunken in sein Gespräch, um mich zu hören. Oder er wartet, was wahrscheinlicher ist, dass ich ein Lächeln aufsetze. Er ist mitten in seiner Geschichte – *der* Geschichte, die er jedem potenziellen Kunden aufischt, den er zum Lunch ausführt. Seine heutigen Opfer: drei Männer, einer alt, zwei jung. Ein Vater mit seinen heranwachsenden Söhnen. Zumindest besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den dreien: eckige Schultern, dicke Hälse, milkschokoladenbraunes Haar (das des Vaters mit Zuckergussprenkeln durchzogen). Alle neigen sich begierig BK zu, während er eine Liste der Männer herunterrattert, die er schon groß gemacht hat. Mit den offenen Mündern,

die sich jedes Wort einzuverleiben scheinen, wirken sie wie Fische, die nur darauf warten, den Köder zu schlucken. Ich möchte sie warnen, aber es ist zu spät: Das Netz senkt sich schon.

»Sir?«, frage ich lauter und ringe mir ein Lächeln ab.

»Ah, Eve, ich habe mich schon gefragt, wo Sie abgeblieben sind«, sagt er und bedenkt mich mit einem eher süffisanten als freundlichen Lächeln. »Meine Herren, richten Sie Ihre Aufmerksamkeit bitte auf die erste Frau auf Gottes Erde. Und was für eine Frau sie ist!«

Ich gehe nicht darauf ein – ich bin daran gewöhnt. Es gelingt mir sogar, das anzügliche Grinsen zu ignorieren, das sich auf dem zerfurchten Gesicht des älteren Mannes ihm gegenüber breitmacht, bis ich die Bestellungen aufgenommen habe. Ich kehre zurück und gebe die Gerichte in den Computer ein, während das unangenehm prickelnde Gefühl auf meiner Haut langsam nachlässt.

Das sind die Bestandteile dieses Jobs (einer in einer langen Reihe von Jobs, in die ich hineingestolpert bin, seit mein Leben sich zu verselbstständigen begonnen hat), die mich wahnsinnig machen. Das endlose »Geplänkel« vom Küchenpersonal. Mr. Laurence Martins, der bis zum Stumpfsinn in seiner Arbeit aufgeht. Und diese Männer, die ich Tag für Tag lieblich anzulächeln habe. Ich frage mich, ob das Duschen mit Aftershave eine Grundvoraussetzung für eine Karriere in ihrer Branche ist.

Aber der Lohn stimmt, und das Servicepersonal ist größtenteils in Ordnung – die meisten hier sind nach Feierabend locker und lustig. Manchmal erwischt man auch einen guten Gast. Da: Am Tisch neben dem Eingang zu den Klos

(ungünstiger Platz) sitzt eine fragile Frau in aquatischen Blau- und Grüntönen. Sie isst mit ihrem Sohn – im Anzug – zu Mittag. Ich erkenne sein Babygesicht; er arbeitet wahrscheinlich in einer der umliegenden Banken oder Beratungsfirmen, wie sie alle. Aber so habe ich ihn noch nie erlebt. Er beugt sich vor, um auch ja jedes Wort von ihrer flüsterleisen Stimme zu hören, ehe es von einem Wedeln der Serviette oder einem vorbeirauschenden Kellner verweht wird. Ich kaue auf meinem Stift und frage mich, wo sein Vater ist. Scheidung? Nein, schließe ich, er ist gestorben. Und nun kommt sie ab und zu nach London, um sich mit ihrem Sohn, ihrem einzigen Kind, zu treffen.

»Eve!« Martins wieder, diesmal klatscht er in die Hände. »Du bist heute nicht bei der Sache – und sonst auch nicht, was das angeht.« Er hält inne, wartet auf eine Reaktion und murmelt schließlich verbittert etwas über Frauen und andere Spinner.

»Tut mir echt leid«, sage ich, schätze aber, dass meine Entschuldigung halbherzig klingt; seine Brauen wandern weiter nach oben, als ich es je gesehen habe.

Ding, ding.

Die Teller mit heißen Speisen, die sich in der Durchreiche stauen, retten mich.

»Ich mach das mal besser«, sage ich, schlüpfe an ihm vorbei und schnappe mir zwei Teller.

»Tisch fünf«, weist mich der Koch an, ein blasser, dürrer Mann, der nie die Küche verlässt.

»Wir sind noch nicht fertig, Eve«, sagt Martins.

»Ich weiß.« Ich marschiere mit einmal »Fish and Chips, neu interpretiert« (fucking London) und einem Blattsalat

mit Rote-Bete-Carpaccio und zerkrümeltem Ziegenkäse davon.

Ich habe eine Weile gebraucht, um mir die Tischnummern zu merken, aber inzwischen könnte ich jeden mit geschlossenen Augen finden. Ich zwänge mich durch die Lücke zwischen eins und zwei und schlängele mich um die eingetopfte Birke an Tisch drei herum. Vielleicht sollte ich mir eine Stelle in diesem schrägen Restaurant besorgen, wo die Leute im Stockdunklen essen, obwohl mir jemand erzählt hat, dass das Personal dort blind ist und nicht nur Augenbinden trägt. Ich übe dennoch, indem ich meinen Blick auf den Boden gerichtet halte und erst wieder aufschau, als ich ankomme. Ta-daaa!

»Eve?«

Was? Nein! Mir stockt der Atem. Kein Wort kommt aus meinem Mund, mein Verstand muss erst aufholen.

»Mensch, was für eine nette Überraschung.«

Ich mache den Mund auf, aber es kommt noch immer nichts.

»Wie geht's dir, meine Liebe?«

Ich atme ein, atme aus, dann sage ich mit einer Stimme, die ich selbst nicht erkenne: »Gut, danke.« Ich strenge mich an, ein Lächeln zustande zu bringen und normal zu wirken.

»Und Ihnen?«

»Oh, bei uns ist auch alles gut«, antwortet sie mit einem Nicken. Sie sieht älter aus als in meiner Erinnerung, vielleicht auch dünner. Die Haut an ihren Armen sitzt etwas locker, wie Ärmel, die man aufkrepeln müsste. Sie sieht aus wie sie. Dieselben grünen Augen hinter der schlichten Brille, dasselbe kastanienbraune Haar, obwohl ihres stump-

fer und mit Grau durchzogen ist und jetzt mit einer Schildpattspange zusammengehalten wird. Selbst ihr Gebaren. Wie sie den Kopf dreht und »Nicht wahr, William?« sagt.

»Ja, alles gut.« Sein Gesicht hat dieselbe Farbe wie seine Serviette, vollkommen blutleer. Bei der Beerdigung, als ich die beiden zum letzten Mal gesehen habe, war es genauso: sein kalkweißes Gesicht mondgleich vorne vor der Kirchengemeinde, als er von den ausgedruckten Seiten ablas und diese Worte – »unglückseliger Vorfall« – verwandte, und das nicht nur ein Mal. Verlegen ändert er die Sitzposition. »Du bist jetzt also Kellnerin?«

Sie wissen nicht, dass ich keinen Abschluss habe – dass ich es ohne Grace nicht tun konnte. Dass ich in einer modrig-muffigen Kabine der zu oft benutzten und zu wenig gepflegten Toiletten hockte, bis das Schrammen metallischer Stuhlbeine auf den Holzbohlen verstummt war und die Stimme der Aufsicht beruhigend gedämpft klang. Dass ich auf meinen schlecht sitzenden Talar – ärmellos, Oberschenkellang – herabblickte und mit einem meiner drei gespitzten Stifte meine Haut perforierte. Mir wird bewusst, dass ich immer noch ihr Mittagessen in den Händen halte, und stelle die Teller so hastig hin, dass seine Pommes frites hinunterpurzeln. »Oh, verzeihen Sie.«

Er lächelt und wedelt abwehrend mit der Hand, um mir zu signalisieren, dass es nichts ausmacht. Ich sehe ihn vor mir, wie er vom Rednerpult tritt, neben dem Sarg stehen bleibt und eine Hand auf den polierten Deckel legt. Die Stirn runzelt, um nicht zu weinen. Den Kopf senkt.

»Du weißt, dass bald Grace' Geburtstag ist?« In der Hoffnung auf eine Verbündete im Gedenken an ihre Tochter,

schenkt sie mir ein Lächeln. Die Fältchen in ihren Augenwinkeln vervielfältigen sich. Wimpernextensions.

Eve, hör auf zu blinzeln.

Du weichst einen Schritt vor mir zurück; ich hocke auf dem Fußende deines Bettes.

Tut mir leid, sage ich und ziehe dich wieder zu mir, bis deine Knie an meine stoßen. Ich habe einfach Angst, dass du mir ins Auge stichst.

Ich habe dich ja gewarnt, dass ich das nicht gut kann, sagst du und wedelst mit der Wimperntusche vor meinem Gesicht herum. Aber wenn du rumzappelst, geht es gar nicht. Wahrscheinlich steche ich dir dann wirklich ins Auge.

Ich reiße die Augen weit auf. Siehst du von so nah meine Falten? Soll ich vielleicht über Botox nachdenken?

Du weißt, was ich zu Falten sage, Eve. Tu nicht so.

Ich stehe wie erstarrt da und drohe den Tränen in meinen Augen mit körperlicher Gewalt, falls sie zu laufen wagen.

»Ja.« Es klingt wie ein Krächzen.

»Sie würde jetzt sechsundzwanzig werden«, sagt ihre Mutter. Das Lächeln ist noch da, aber nur noch auf den Lippen. Sie war die ganze Beerdigung über gefasst, das Gesicht vollkommen reglos, obwohl das zerknüllte Taschentuch in ihrer Hand und die weiß hervortretenden Fingerknöchel sie verrieten. »Also. Wir wollen dich nicht von deiner Arbeit abhalten.«

»Nein, sicher.« Ich setze an, sie zu umarmen, entscheide mich dann aber dagegen und knete stattdessen meine Hände vor der Brust. »Bis dann.« Ich trete den Rückzug an, doch

